

Romont, die Braut des unglücklichen Sohnes des Herrn Lebrun. Sie war blaß, abgezehrt, entstellt, aber, — sie lebte! Als sie ihn über sich hinabgebeugt sah, schien sie anzunehmen, daß er sie tödten wolle, denn sie sagte, indem sie ihre schönen Augen schloß: „Tödtet mich, aber laßt mich nicht leiden!“

Ihr Ketter verlor keine Zeit, sie durch Neben zu beruhigen; in solchem Falle sind aber Thaten besser als Worte. Er durchschnitt mit seinem scharfen Messer die Stricke, welche Gabrielen die Arme fesselten, nahm ihr das grobe Leinentuch ab, worin man sie gehüllt hatte und nöthigte sie, sich auf dasselbe, welches er auf dem Sandhaufen ausbreitete, zu setzen.

„Wo bin ich?“ murmelte sie.

„Bei Elenden, die Sie, mich und jenes kleine Kind aus der Welt zu schaffen gedenken,“ antwortete Pergon, „aber ich werde schon Mittel finden, uns zu retten.“

„Wer sind Sie, mein Herr?“

„Ich bin ein Freund des Herrn Lebrun, jenes alten, freundlichen Herrn, dessen Namen man benutzte, um Sie vor kurzem in einen Wagen zu locken. Es ist dies Alles das Werk eines Schurken, Namens Tollart. Ich werde Ihnen das Nähere später mittheilen. Freilich weiß ich noch nicht, wie wir einen Ausgang aus dieser Höhle erzwingen wollen, aber, — dem Muthigen gehört die Welt. Wir müssen noch in dieser Nacht entfliehen, sonst ist es zu spät.“

Mit kurzen Worten erzählte ihm Gabriele, daß sie, trotz aller angewandten Vorsicht, auf einem Spaziergange in dem nahe ihrer Villa gelegenen Gehölze von zwei Männern ergriffen worden sei, welche sie, nachdem sie ihr mit einem Taschentuche den Mund verschlossen, in einen Wagen geschleppt hatten. Sie habe das Bewußtsein verloren und sei erst jetzt wieder zur Besinnung zurückgekehrt.

Auch Pauline Cambremer berichtete Ähnliches. Wie wir wissen, hatte sie eine Frau unter dem Vorwande, daß ihr Vater lebensgefährlich verwundet worden sei, aus der Wohnung der Wäscherin gelockt. Die Kleine war erst in Paris in eine Mansarde gebracht und dort versteckt worden. Aus den Antworten des Kindes, die zum Theil ziemlich klar waren, entnahm Pergon, daß man Pauline erst am Morgen dieses Tages in die Mühle von Yvette und zwar in den unterirdischen Keller gebracht habe.

Pergon ließ keine Minute mehr unbenutzt verstreichen. Er untersuchte den Keller mit prüfender Miene. Er war sehr geräumig und hatte offenbar zur Aufspeicherung des Kornes gedient, zu einer Zeit, als die Mühle noch von wirklichen Müllern bewohnt war. Augenblicklich befanden sich nur leere Tonnen und Häffer in demselben. Der Keller hatte keine Thür, man konnte nur durch die Luke zu demselben gelangen und dennoch verspürte Pergon einen Zugwind, der ihm schon zweimal das Licht ausgelöscht hatte.

Inzwischen hatte Gabriele sich zu der kleinen Pauline begeben, die sie, ihre eigene trübe Lage vergessend, zu trösten versuchte. Das arme Kind vermochte sich vor Schwäche kaum zu erheben.

Pergon starrte zur Decke hinauf.

Es muß sich dort oben irgendwo eine Luftklappe befinden,“ dachte er, „denn woher käme sonst der Zug? Wo sie nur sein mag? Wahrscheinlich an der Seite des Baches oder vielmehr gegen den künstlichen Canal zu, der durch die Scheidemauer gebildet worden ist. Ich entsinne mich jetzt, über dem schmalen Steg eine lange Oeffnung in der Mauer entdeckt zu haben, dicht neben den Nädern.“

Er folgte dem Luftzug und hielt forschend das Licht in die Höhe, um sich zu orientiren, als sich plötzlich ein Sturzbad über ihn ergoß, daß ihn vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßte. Das Licht erlosch. Pergon sprang mehrere Schritte rückwärts und fragte sich, woher dieser unerwartete Wasserstrahl gekommen sein mochte. Er überzeugte sich indeß bald von der Ursache dieser Ueberraschung. Ein dumpfes Geklätscher, das Anschlagen des Wisches an die Außenmauer ließ Pergon erkennen, daß die Fluth im Steine begriffen war und wohl bald die Oeffnung in der Mauer erreicht haben würde.

„Ah,“ rief er händeringend aus, „die Elenden haben die Zugbrücke niedergelassen, der Canal fällt sich mit Wasser an und wird, wenn er gefüllt ist, sein Bett überschreiten und sich in den Keller ergießen. Wir müssen ertrinken. Darum hat man auch Keinen von uns getödtet. Sie wußten, daß der Bach an ihrer Stelle diesen Liebesdienst vollführen würde. In einer halben Stunde wird das Wasser das Niveau der Oeffnung erreicht und den Keller in wenigen Minuten gefüllt haben.“

Mit trübem Gedanken näherte er sich jetzt dem Winkel, wo Gabrielen und Pauline sich umarmt hielten. Sie fragte das Kind unter Küssen nach seinem Namen.

„Ich heiße Pauline Cambremer.“

„Pauline!“ wiederholte Gabriele. „Pauline Cambremer, welche ich so sehnlichst kennen zu lernen wünschte?“

„Ja,“ mischte Pergon, der sein erloschenes Licht inzwischen wieder angezündet hatte, sich jetzt in das Gespräch, „Sie sind Verwandte und eben aus dieser Ursache trachtet man Ihnen nach dem Leben.“

Während er so sprach, ergoß sich das Wasser in Strömen durch die Oeffnung der Mauer und bedeckte allmählig die Diele des Kellers.

Gabriele erblickte bei diesem Anblick.

„Wir sind verloren,“ murmelte sie.

„Noch nicht,“ antwortete Pergon, dem ein glücklicher Gedanke einfiel. Er ging nach der Seite, wo er eine Anzahl Häffer und Tonnen gesehen hatte und suchte sich zwei Tonnen aus, die nach dem leichten Gewicht zu urtheilen, leer waren. Dann sagte er zu Gabriele:

„Fräulein, wenn Gott uns beisteht, sollen diese Tonnen das Mittel zu unserer Rettung werden. Das Wasser steigt schnell. Wenn Sie Kraft und Muth besitzen, sich an den Ring dieser Tonne anzuklammern, sind wir gerettet.“

„Und das Kind?“ fragte sie, indem sie ängstlich auf Pauline deutete.

„Ich werde die Kleine, da sie zu schwach ist, um sich an der Tonne festzuhalten, mit diesem Strick an dieselbe binden, und selbst zwischen den beiden Tonnen schwimmen, um sie gegen den Strom zu lenken, der uns fortreiben wird, sobald wir uns der Oeffnung zu nähern versuchen. Es wird noch einen harten Kampf gegen die Macht des Elements kosten, aber er wird glücklicherweise nicht von Dauer sein, da wir, wenn das Wasser auf das Niveau der Oeffnung gebracht ist, sicher den Ausgang gewinnen werden. Gegen Sie keine Besorgnisse; als Soldat war ich im Schwimmen stets der Erste, und ich verspreche Ihnen, daß ich mit Ihrem Beistande Sie ohne Unfall auf die Brücke bringen werde.“

„Ich bin bereit,“ antwortete Gabriele mit dumpfer Resignation.

Pergon befestigte nun einen Strick um Paulines Leib und knüpfte denselben an den Ring einer der erwähnten Tonnen, während Gabriele den Ring der anderen Tonne mit beiden Händen erfaßte. Das Wasser war ihnen bereits bis an die Kniee gestiegen, da es sich mit dem Ungestüm eines Katarakts in den Keller ergoß. Pergon blies sein Licht aus; er gebrauchte es nicht mehr, um das lähne Werk zu vollbringen, das der Himmel ihm eingeleistet hatte. In diesem Augenblicke durchschaute er das ganze boshafte Spiel seiner Feinde. Der Fall war nämlich nicht so jählings vor sich gegangen, daß ihm einige Worte der beiden Verbrecher entgangen wären. Es erhellte aus ihnen, daß ein Individuum, welchem das saubere Ehepaar den Beinamen „der Rothe“ gab und der kein anderer als Tollart sein konnte, gegen Mitternacht nach der Mühle kommen würde, um die Körper der Opfer, die er dann unzweifelhaft extrahirt wüßte, fortzuschaffen und auf die Schienen der unfern befindlichen Eisenbahn zu werfen, die dann von dem ersten besten Zuge dergestalt zermalmt werden würden, daß man schwer constatiren könnte, welchen Todes sie gestorben wären. Was Pergon anbelangte, so hatte Tollart ihn selbstverständlich nicht mit auf der Rechnung, da der Plan von dem teuflischen Weibe entworfen worden war, um sich leichten Kaufs seiner durch die Großmuth des Herrn Lebrun reich gespideten Geldbörse zu sichern.

Die verzweiflungsvolle Lage, in der Pergon steckte, beugte seinen Muth indeß nicht danieder, sondern stärkte ihn vielmehr zum kräftigsten Handeln, indem sie ihm zeigte, daß für ihn nichts Anderes übrig blieb, als zu siegen oder unterzugehen.

32. Kapitel.

Vor der Entschcheidung.

Während Pergon sich anstrengte, Gabriele Romont, Pauline Cambremer und sich selbst aus ihrer schrecklichen Situation zu befreien, irrte Herr Lebrun in der Umgegend von Savigny umher und erging sich in trübe Ahnungen über das Schicksal seines treuen Leidensgefährten, der sich weder in seinem Gasthaus noch auch an dem anberaumten Stellbischen bei der Kirche eingefunden hatte. Ihm war unzweifelhaft ein Unglück begegnet, denn Pergon pflegte von jeher pünktlich zu sein, Herr Lebrun beunruhigte sich sehr über sein Ausbleiben; es setzte ihn in eine nicht geringe Verlegenheit, denn seitdem die Polizeibehörde angefangen hatte, sich in seine Angelegenheit zu mischen, fühlte er, daß seine Lage schwierig zu werden begann und daß er in dieser Gegend nichts mehr werde ausrichten können. Seine Schritte wurden ersichtlich überwacht, und er konnte sich auch nicht mehr bei dem Engländer zeigen, dessen vertrauliche Enthüllungen gerade im entscheidenden Moment durch den unerwarteten Eintritt des Gensdarmen unterbrochen worden waren. Pergon war dagegen bei Niemandem verdächtig, er konnte nach Gefallen gehen und kommen, und Lebrun beabsichtigte deshalb auch, ihn mit der unter so günstigen Auspicien begonnenen Untersuchung zu betrauen. Seitdem er in der Zeitung gelesen hatte, daß das Gnadengesuch seines Sohnes verworfen worden sei, ließ es Herrn Lebrun weder rasten noch ruhen. Es verlangte ihn, nach Paris zurückzukehren, wie wenn seine Ankunft die Lage des Verurtheilten hätte ändern können. Nach seiner Ansicht mußten die gegen Tollart aufgeschauften

gerechten Anschuldigungen vollkommen genügen, um einen Aufschub für die Vollstreckung des Todesurtheils seitens des Obergerichts herbeizuführen, und er hoffte, daß sein bewährter Freund, der Polizeidirector, ihm zu diesem Dienste bereitwilligst die Hand bieten würde.

Herr Lebrun packte also seine Sachen, bezahlte im Hotel seine Rechnung und lehrte mit dem ersten Zuge nach Paris zurück. Er ließ sein Gepäck auf dem Bahnhofe zurück und begab sich zu Fuß nach der Straße Huchette, in welcher der Polizist Bernard in einem unscheinbaren Hause wohnte. Zum Glück hatte dieser einen dienstfreien Nachmittag. Die Unterredung ward kurz und sachlich geführt.

„Das Gnadengesuch meines Sohnes ist verworfen worden,“ begann der Greis. „Ich komme soeben von einer Untersuchungsreise zurück; — wie denkt man auf der Präfectur über die Sache?“

„Ich will Ihnen die Wahrheit nicht verhehlen, Herr Lebrun, man glaubt, daß an eine Abänderung der Strafe nicht zu denken sei.“

„Ich erwartete das. Ist der Tag der Hinrichtung schon bestimmt?“

„Wie man sagt, ist die Execution auf nächsten Dienstag angefezt.“

„Auf Dienstag schon!“ wiederholte der Greis bitter, indem er sein Antlitz in seine Hände vergrub. Sein Kopf drohte ihm zu zerspringen. Nach kurzem, dumpfem Hinbrüten ermannte er sich indeß von seinem Schmerz und sagte:

„Bernard, ich brauche Dich für den ganzen Nachmittag.“

„Ich stehe zu Diensten. Was kann ich für Sie vollbringen?“

„Ich begehre mich zuerst nach meiner Privatwohnung, wo mein Kostüm als indischer Nabob verwahrt ist. Von dort aus werde ich in einem Galawagen mich nach dem Grand-Hotel verfügen. Es muß den Anschein gewinnen, als käme ich direct von dem Bahnhof Saint-Lazare. Inzwischen mußt Du Dich mit dem ersten abgehenden Bahnzuge nach Savigny-sur-Arge begeben, um Dich in dem dortigen Gasthose nach Pierre Paladin zu erkundigen. Diesen Namen hat Pergon angenommen. Wenn Du ihn triffst, wirst Du ihm sagen, daß ich ihn noch heute zu sprechen wünsche. Ist er nicht im Gasthose, so laß Dir den Weg nach der Mühle zu Yvette zeigen und begiebt Dich sofort dahin. Wenn die Besitzer der Mühle Dir sagen sollten, daß sie ihn nicht gesehen hätten, so kann man sicher annehmen, daß sie ihn ermordet haben.“

Bernard stieß einen Ausruf des Schreckens aus.

„Falls sie ihn getödtet haben sollten, werde ich sie mit Tollart auf's Schafot bringen,“ antwortete der Greis mit eisiger Ruhe. „Bist Du Deiner Sache gewiß, so lehre noch heute zu mir zurück. Das ist Alles. Ich verlasse mich ganz auf Dich.“

Die letzten Worte sagte Lebrun bereits in der Thür und eilte dann fort.

Eine Stunde später hielt er als Nabob von Bahour mit allem Pomp indischer Fürsten seinen Einzug in's Hotel. Er sagte, daß sein Intendant in Haare schwer erkrankt darnieder liege und daß Seine Hoheit sich herablassen würde, sich bis auf Weiteres von der Dienerschaft des Hotels bedienen zu lassen. Der falsche Nabob schien übrigens mit dem Ausfluge sehr befriedigt und geneigt zu sein, Besuche zu empfangen, denn er ertheilte den Befehl, Jeden vorzulassen, der ihm seine Aufwartung zu machen wünschte. Er wollte damit bezwecken, Pergon sofort den Eintritt zu ihm zu ermöglichen, wenn Bernard ihn, wie er hoffte, nach Paris zurückgeführt haben würde.

Pergon war aber nicht der Erste, der sich bei dem Gebieter von Bahour anmelden ließ, vielmehr präsentirte ein reich betretter Diener dem falschen Fürsten auf einer silbernen Schale eine Visitenkarte, welche den Namen Holz trug. Lebrun zitterte vor freudiger Aufregung, denn er hatte nicht erwartet, daß seine Wünsche sich so schnell erfüllen würden und beeilte sich dem Diener zu empfehlen, den fremden Herrn sogleich vorzulassen.

Tollart trat als angeblicher Agent bald darauf zu ihm ein, wie immer mit krummem Rücken, gespreizten Beinen und mit falschem Bart und grüner Brille ausgestattet. Seine Verkleidung war diesmal meisterhaft zu nennen und ließ nichts zu wünschen übrig.

Herr Lebrun ließ ihn näher treten. Kaum vermochte er seine Ruhe zu verwahren. Aber er sagte sich gewaltig. Noch war es nicht an der Zeit, den Elenden zu entlarven.

„Nun, mein Herr,“ redete der Nabob den angeblichen Agenten Holz an, „sind Ihre Nachforschungen von Erfolg gewesen?“

(Fortsetzung folgt.)